



Patricia
Highsmith
*Der Junge,
der Ripley
folgte*

Roman · Diogenes

Patricia Highsmith

Der Junge, der Ripley folgte

Roman
Aus dem Amerikanischen
von Anne Uhde

Diogenes

Ein Millionärs-Sohn hat seinen Vater umgebracht, er sagt es jedenfalls; er möchte von Tom Ripley erfahren, wie man damit leben kann; er folgt Ripley von Paris nach Berlin und Hamburg, und als er ihm auch nach Amerika gefolgt ist, ist er nicht mehr folgsam.

»Der Junge, der Ripley folgte« verbindet auf äußerst subtile und aufregende Weise die Ripley- und die Nicht-Ripley-Bücher miteinander. Es ist ein Werk von beängstigender Klarsicht und großer Tiefe, das sich aber nie als solches gebärdet. Wie Graham Greene weiß auch Patricia Highsmith, daß sie nicht zu gestikulieren braucht. »Der Junge, der Ripley folgte« ist die große Leistung einer Autorin von unerschöpflicher Faszination.«
Craig Brown / Times Literary Supplement

»Patricia Highsmith im Vollbesitz ihrer schriftstellerischen Mittel: dieser Sinn für Konkretes, Details, Schauplätze, von den Holzameisen, die Ripleys Regale zerfressen, bis zu den Transvestiten-Bars in West-Berlin.«
Claude Courchay / Le Monde

»Die geniale Komposition dieses vierten Ripley ist nicht auf den ersten Blick zu erkennen. Für mich besteht sie darin, daß eine aussichtslos erscheinende Grundlage für einen erfolgreichen Kriminalroman – die ungesicherte Annahme eines Verbrechens – zu einem spannenden Plot werden kann, dessen kleinere und kleinste Spannungsbögen dauernd den großen Bogen erhalten, variieren und den Leser der Antwort entgegenfiebern lassen: Hat der Junge seinen invaliden Vater tatsächlich ins Meer geworfen?«
Thomas Rüst / Tages Anzeiger, Zürich

Vorlage für dieses eBook:

Titel der Originalausgabe: ›The Boy who Followed Ripley‹
Heinemann, London 1980
Copyright © 1980 by Patricia Highsmith

Die zitierten Songs ›Make-up‹ und
›Satellite of Love‹ sind aus der LP ›Transformer‹
von Lou Reed (1972 registered RCA Records,
New York; Copyright © 1972
Oakfield Avenue Music).
Abdruck mit freundlicher Genehmigung der
Oakfield Avenue Music.
All rights reserved.

Umschlagzeichnung von Tomi Ungerer

Veröffentlicht als Diogenes Taschenbuch, 1982

ISBN 3 257 20649 6

Dieses eBook ist NICHT FÜR DEN VERKAUF bestimmt!

Für Monique Buffet

1

Tom schlich auf dem Parkettboden so leise wie möglich vorwärts, schob sich über die Schwelle des Badezimmers, hielt an und horchte.

Zz-zzz---zz-zzz---zz-zzz.

Wieder waren die geschäftigen kleinen Biester am Werk, obgleich Tom noch das Xylamon riechen konnte, das er nachmittags sorgfältig in die Ausgangslöcher – oder was sie sonst waren – gespritzt hatte. Das Sägen ging immer weiter, als ob seine ganze Mühe umsonst gewesen sei. Er warf einen Blick auf ein zusammengelegtes rosa Handtuch unter einem der Holzregale und sah, schon jetzt, ein ganz kleines Häufchen aus feinem bräunlichem Sägemehl.

»Aufhören!« sagte Tom und schlug seitlich mit der Faust gegen den Schrank.

Sie hörten tatsächlich auf. Schweigen. Tom stellte sich vor, wie die kleinen Viecher mit der Säge in der Hand innehielten und einander besorgt ansahen, vielleicht aber auch nickten, als wollten sie sagen: »Das kennen wir schon. Es ist mal wieder der ›Hausherr‹, aber der geht gleich wieder.« Tom kannte das auch schon: wenn er mit normalen Schritten ins Badezimmer ging und gar nicht an Holzameisen dachte, konnte er manchmal das geschäftige Surren schon hören, bevor sie ihn hörten; aber ein weiterer Schritt oder das Aufdrehen des Wasserhahns genügte, um sie ein paar Minuten zum Schweigen zu bringen.

Heloise fand, er nehme es zu ernst. »Es dauert Jahre, bis der Schrank *umfällt*.«

Aber Tom paßte es nicht, daß die Ameisen ihn übertrumpft hatten, daß sie ihn zwangen, ihren Sägestaub

von den sauber zusammengefalteten Pyjamas zu blasen, wenn er einen aus dem Regal nahm, daß der Kauf und die Anwendung eines französischen Fabrikats namens Xylophene (Phantasiename für Kerosin) und das Nachschlagen in zwei Enzyklopädien zu Hause vergeblich gewesen waren. *Camponotus* nagt Gänge in Holz und baut Nester; siehe *Campodea*. Flügellos, blind, wurmartig, scheut das Licht, lebt unter Steinen. Tom konnte sich seine Schädlinge nicht wurmartig vorstellen, und unter Steinen lebten sie auch nicht. Er war gestern eigens nach Fontainebleau gefahren, um das bewährte alte Xylamon zu besorgen. Ja, gestern hatte er mit seinem Blitzkrieg eingesetzt, heute war der zweite Angriff erfolgt, und wieder war er geschlagen worden. Natürlich war es schwierig, das Xylamon nach oben zu spritzen, was notwendig war, weil die Löcher an der Unterseite der Bretter auftraten.

Das *Zz-zz-zz* setzte von neuem ein, gerade als die Musik aus *Schwanensee* vom Plattenspieler unten ebenfalls beschwingt in ein anderes Tempo übergang, einen graziösen Walzer. Es war, als mache sie sich über ihn lustig, wie es die Insekten taten.

Na schön, geben wir's auf, sagte sich Tom, *jedenfalls für heute*. Aber gerade für heute und gestern hatte er sich konstruktive Arbeiten vorgenommen: er hatte seinen Schreibtisch ausgeräumt, Papiere weggeworfen, das Treibhaus ausgefegt, ein paar geschäftliche Briefe geschrieben, darunter einen wichtigen an Jeff Constant, an Jeffs Privatadresse in London. Diesen Brief hatte Tom schon ein paarmal hinausgeschoben, aber heute hatte er Jeff nun geschrieben und ihn gebeten, den Brief sofort zu vernichten. Tom riet ihm dringend, mit den angeblichen Entdeckungen Derwatt'scher Gemälde oder Skizzen sofort aufzuhören, und Tom hatte die rhetorische Frage ge-

stellt, ob denn der Gewinn aus der immer noch florierenden Zeichenmaterialfirma und aus der Kunstakademie in Perugia nicht genüge? Die Galerie Buckmaster, vor allem Jeff Constant, von Beruf Fotograf, aber jetzt Teilhaber der Galerie Buckmaster, zusammen mit Edmund Banbury, einem Journalisten, hatte mit der Idee gespielt, noch mehr von Bernard Tufts mißlungenen oder weniger guten Derwatt-Imitationen zu verkaufen. Bisher hatten sie damit Erfolg gehabt, aber aus Sicherheitsgründen wünschte Tom, daß sie jetzt Schluß machten.

Tom beschloß, einen Spaziergang zu machen und bei Georges einen Kaffee zu trinken, um auf andere Gedanken zu kommen. Es war erst halb zehn. Heloise war im Wohnzimmer und unterhielt sich auf Französisch mit ihrer Freundin Noëlle. Noëlle, die verheiratet war und in Paris wohnte, blieb heute über nacht, aber ohne ihren Mann.

»*Succès, chéri?*« fragte Heloise fröhlich und setzte sich auf dem gelben Sofa auf.

»*Non!*« sagte Tom mit einem schiefen Lachen. »Ich gebe mich geschlagen. Besiegt von Holzameisen.«

»A-aaaah«, stöhnte Noëlle mitfühlend, dann platzte ihr Lachen heraus.

Sie dachte bestimmt an ganz was anderes und konnte es kaum erwarten, ihr Gespräch mit Heloise wieder aufzunehmen. Tom wußte, sie planten für Ende September oder Anfang Oktober eine Abenteuer-Kreuzfahrt zusammen, vielleicht in die Antarktis, und Tom sollte mitkommen. Noëlles Mann hatte bereits abgelehnt, aus geschäftlichen Gründen.

»Ich will einen kleinen Spaziergang machen, in einer halben Stunde oder so bin ich zurück. Braucht ihr Zigaretten?« fragte er beide.

»Ah, oui!« sagte Heloise. Sie meinte eine Packung Marlboros.

»Ich hab´s aufgegeben!« sagte Noëlle.

Mindestens zum dritten Mal, soweit Tom sich erinnerte. Tom nickte und ging durch die vordere Haustür nach draußen.

Madame Annette hatte das Eingangstor im Garten noch nicht geschlossen; das wollte er tun, wenn er zurückkam, dachte Tom. Er ging links hinunter, auf das Zentrum von Villeperce zu. Es war kühl, für Mitte August. Eine Fülle von Rosen blühte in den Vorgärten der Nachbarn; man sah sie hinter den Drahtzäunen. Dank der Einführung der Sommerzeit war es heller als normal, aber Tom wünschte auf einmal, er hätte für den Rückweg eine Taschenlampe mitgenommen. Die Straße hatte keinen richtigen Fußweg. Tief zog Tom die Luft ein. Lieber an morgen denken, an Scarlatti und das Cembalo und nicht an die Holzameisen. Lieber an Heloise, mit der er vielleicht Ende Oktober nach Amerika fahren wollte. Das wäre das zweite Mal für sie. Sie hatte New York herrlich gefunden, und San Francisco wunderschön. Auch den blauen Pazifik.

In einigen der kleinen Häuser im Dorf brannte jetzt gelbliches Licht. Da war das schräge rote *Tabac*-Schild, über der Tür von Georges, darunter schimmerte Licht.

»Marie«, sagte Tom beim Eintreten mit einem grüßenden Kopfnicken zur Inhaberin, die gerade einem Kunden ein Bier auf die Theke knallte. Das hier war eine Arbeiterkneipe, sie lag für Tom näher als das andere Lokal im Dorf und war oft amüsanter.

»Monsieur Tome! Ça va?« Eine Spur von Koketterie lag in der Art, wie Marie die schwarzen Locken zurückwarf, und der große, hellrot geschminkte Mund lachte Tom unbekümmert zu. Sie war bestimmt keinen Tag weniger als fünfundfünfzig. »Dis donc!« schrie sie und stürzte sich zurück in die Unterhaltung mit zwei Männern, die

über ihrem Pastis an der Theke hockten. »Dieses Arschloch – dieses *Arschloch!*« rief sie, als glaubte sie, Aufmerksamkeit zu erregen mit diesem Wort, das im Lokal den ganzen Tag lang zu hören war. Als die Männer jetzt laut und gleichzeitig redeten, ohne auf sie zu achten, fuhr sie fort: »Dieses Arschloch spielt sich auf wie ´ne Nutte, die zuviel Kunden annimmt! Jetzt hat er sein Fett weg!«

Ob sie von Giscard sprach, dachte Tom, oder von einem Maurer im Dorf? »Café«, schob er ein, als sie ihm eine halbe Sekunde ihre Aufmerksamkeit zuwandte, »und ein Päckchen Marlboros.« Er wußte, Georges und Marie waren pro-Chirac, den sogenannten Faschisten.

»Eh, Marie!« Georges, links von Tom, versuchte mit seinem Bariton seine Frau etwas zu dämpfen. Georges, ein Faß von einem Mann mit feisten Händen, war damit beschäftigt, Stielgläser blankzureiben, die er dann vorsichtig in das Regal rechts von der Kasse zurückstellte. Hinter Tom war ein lärmendes Tischfußballspiel im Gang: vier halbwüchsige Jungens jagten die Stangen hin und her, und kleine Bleimänner in bleiernen Shorts drehten sich vor- und rückwärts und kickten den marmelgroßen Ball. Tom bemerkte auf einmal ganz links an der Rundung des Schanktischs einen Teenager, den er vor ein paar Tagen in der Nähe seines Hauses gesehen hatte. Der Junge hatte braunes Haar und trug eine Arbeitsjacke im üblichen französischen Blau, dazu Blue jeans, wie Tom sich erinnerte. Als Tom ihn zum erstenmal sah – Tom hatte nachmittags das Gartentor geöffnet, weil er Besuch erwartete –, hatte der Junge seinen Standort unter einer großen Kastanie auf der anderen Straßenseite aufgegeben und war fortgegangen, weg von Villeperce. Hatte er Belle Ombre überwacht, die Gewohnheiten der Familie ausspioniert? Auch nicht weiter schlimm, dachte Tom. Wie die Holzameisen. An was anderes denken.

Tom rührte seinen Kaffee um, nahm einen Schluck, blickte zu dem Jungen hinüber und sah, daß der Junge ihn ansah. Sofort senkte der Junge den Blick und nahm sein Bierglas in die Hand.

»*coutez, Monsieur Tome!*« Marie lehnte sich über die Theke zu Tom hinüber und wies mit dem Daumen auf den Jungen. »*Américain!*«, flüsterte sie laut über das gräßliche Getöse der Musikbox hinweg, die gerade eingesetzt hatte. »Er sagt, er will hier arbeiten, diesen Sommer. Ha-ha-haah!« Sie lachte heiser, als sei es überaus witzig, daß ein Amerikaner arbeiten wollte, oder vielleicht weil sie glaubte, in Frankreich gebe es gar keine Arbeit und darum herrsche Arbeitslosigkeit. »Wollen Sie mit ihm sprechen?«

»*Merci, non. Wo arbeitet er?*« fragte Tom.

Marie zuckte die Achseln und nickte einem Gast zu, der nach Bier rief. »Du kannst mich mal!« schrie sie vergnügt einem anderen zu und zog am Bierzapfhahn.

Tom dachte an Heloise und an die Amerika-Reise, die sie vielleicht machen wollten. Diesmal müßten sie bis nach New-England hinaufkommen. Boston. Der Fischmarkt dort, Independence Hall, mit Milk Street und Bread Street. Es war Toms Heimat, auch wenn er sie jetzt wohl kaum wiedererkennen würde. Tante Dottie mit ihren knauserigen 11.79 Dollar Geschenken – damals in Form von Schecks – war gestorben und hatte ihm zehntausend Dollar hinterlassen, nicht aber ihr muffiges kleines Haus, das Tom gern gehabt hätte. Aber Tom konnte Heloise das Haus, in dem er aufgewachsen war, wenigstens zeigen, von außen zeigen. Tom nahm an, daß die Kinder von Tante Dotties Schwester das Haus geerbt hatten, denn Tante Dottie hatte selbst keine Kinder gehabt. Tom legte sieben Francs für Kaffee und Zigaretten auf den Schanktisch, warf noch einen Blick auf den Jungen in der

blauen Jacke und sah, daß er ebenfalls bezahlte. Tom drückte seine Zigarette aus, rief allen und niemandem ein »´soir!« zu und verließ das Lokal.

Es war jetzt dunkel. Im nicht sehr hellen Schein einer Laterne ging Tom über die Hauptstraße und bog in die dunklere Straße ein, an der sein Haus stand, ein paar hundert Meter weiter weg. Toms Straße war fast gerade, zweispurig und gepflastert, und Tom kannte sie gut, aber er war doch froh, als ein Wagen kam und er im Licht der Scheinwerfer die linke Seite der Straße sehen konnte, auf der er entlang ging. Sobald der Wagen vorbei war, hörte Tom schnelle weiche Schritte hinter sich. Er wandte sich um.

Eine Gestalt trug eine Taschenlampe. Tom sah Blue jeans und Tennisschuhe. Der Junge aus der Kneipe.

»Mr. Ripley!«

Tom straffte sich. »Ja –?«

»Guten Abend.« Der Junge blieb stehen und hantierte mit der Taschenlampe. »Ich bin – ich heiße Billy Rollins. Ich hab eine Taschenlampe mit – darf ich Sie damit vielleicht nach Hause bringen?«

Undeutlich sah Tom ein eckiges Gesicht mit dunklen Augen. Er war kleiner als Tom. Er sprach höflich. Wollte der ihn überfallen, oder war Tom heute abend überängstlich? Er hatte nur ein paar Zehn-Francs-Scheine bei sich, aber er hatte heute nacht auch keine Lust auf eine Schlägerei. »Danke, ist nicht nötig. Ich wohne hier ganz in der Nähe.«

»Ich weiß. Nur – ich hab den gleichen Weg.«

Tom streifte die Dunkelheit, die vor ihm lag, mit einem etwas besorgten Blick, dann ging er weiter. »Amerikaner?« fragte er.

»Ja, Sir.« Der Junge hielt die Taschenlampe sorgfältig nach vorn gerichtet, bequem für beide, aber er blickte mehr auf Tom als auf die Straße.

Tom hielt Distanz zu dem Jungen und ließ die Hände frei hängen, bereit zum Einsatz. »Auf Urlaub hier?«

»Kann man so nennen. Arbeite aber auch ein bißchen. Gärtner.«

»Ach? Wo denn?«

»In Moret. Privathaus.«

Tom wünschte, es käme wieder ein Auto, damit er den Gesichtsausdruck des Jungen besser erkennen konnte, denn er spürte eine Spannung, die gefährlich werden konnte. »Wo in Moret?«

»Chez Madame Jeanne Boutin, achtundsiebzig Rue de Paris«, erwiderte der Junge sofort. »Sie hat einen ziemlich großen Garten. Auch Obstbäume. Aber ich mach´ vor allem das Unkrautjäten und Mähen.«

Tom ballte nervös die Fäuste. »Und du schläfst auch in Moret?«

»Ja. Madame Boutin hat ein kleines Gartenhaus, mit einem Bett und einem Ausguß. Nur kaltes Wasser, aber im Sommer geht es.«

Tom war jetzt ehrlich erstaunt. »Ungewöhnlich für einen Amerikaner, lieber aufs Land zu gehen statt nach Paris. Wo kommst du her?«

»New York.«

»Und wie alt bist du?«

»Ich werde neunzehn.«

Tom hätte ihn für jünger gehalten. »Hast du Arbeitspapiere?«

Zum erstenmal sah Tom den Jungen lächeln. »Nein. Formlose Vereinbarung. Fünfzig Francs pro Tag, das ist billig, weiß ich, dafür läßt mich Madame Boutin dort schlafen. Sie hat mich sogar einmal zum Lunch eingela-

den. Ich kann mir natürlich Brot und Käse besorgen und in dem kleinen Haus essen. Oder in einem Café.«

Der Junge kam nicht aus der Gosse, das merkte Tom an seiner Sprechweise; und nach der Art zu urteilen, wie er ›Madame Boutin‹ aussprach, konnte er auch etwas Französisch. »Wie lange machst du das schon?« fragte Tom auf Französisch.

»*Cinq, six jours*«, antwortete der Junge. Er hielt die Augen immer noch auf Tom gerichtet.

Tom war froh, als jetzt die große Ulme in Sicht kam, die sich schräg zur Straße neigte. Sein Haus war nun noch etwa fünfzig Schritt entfernt. »Warum hast du dir gerade diesen Teil von Frankreich ausgesucht?«

»Ach – vielleicht wegen der Wälder von Fontainebleau. Ich laufe so gern durch den Wald. Und es ist nahe bei Paris. Ich war eine Woche in Paris und hab mich umgesehen.«

Tom ging jetzt langsamer. Wieso war der Junge so interessiert an ihm, daß er wußte, wo er wohnte? »Gehen wir rüber.«

Jetzt sah man, nur ein paar Meter entfernt, unter der Lampe bei der Tür, den gelblichen Kies der Einfahrt von Belle Ombre. »Woher wußtest du, wo ich wohne?« fragte Tom und spürte die Verlegenheit des Jungen im Ducken des Kopfes, in der Drehung des Taschenlampenstrahls. »Ich hab dich doch hier auf der Straße gesehen, vor zwei, drei Tagen, nicht?«

»Ja«, erwiderte Billy mit tieferer Stimme. »Ich hatte Ihren Namen in den Zeitungen gesehen – drüben in Amerika. Ich wollte mir gern mal ansehen, wo Sie wohnten, weil ich gerade in der Nähe von Villeperce war.«

In den Zeitungen, dachte Tom. Wann und warum? Tom wußte allerdings, es gab eine Polizeiakte über ihn. »Hast du ein Fahrrad hier im Dorf?«

»Nein«, sagte der Junge.

»Wie willst du dann heute abend nach Moret zurückkommen?«

»Oh – per Anhalter. Oder ich geh zu Fuß.«

Sieben Kilometer. Warum kam einer, der in Moret übernachtete, abends nach neun ohne Fahrzeug sieben Kilometer weit nach Villeperce? Tom sah links von den Bäumen einen schwachen Lichtschein: Madame Annette war noch auf, aber in ihrem Zimmer. Toms Hand lag auf einem der beiden eisernen Torflügel, die nicht ganz geschlossen waren. »Komm rein auf ein Glas Bier, wenn du Lust hast.«

Die dunklen Brauen des Jungen zogen sich leicht zusammen, er biß sich auf die Unterlippe und blickte bedrückt auf zu den beiden Türmchen vorn am Haus, als ginge es bei der Frage, ob er reingehen solle oder nicht, um eine wichtige Entscheidung. »Ich –«.

Sein Zögern verwunderte Tom noch mehr. »Mein Wagen steht hier. Ich kann dich nach Moret zurückfahren.« Unentschlossenheit. Ob der Junge tatsächlich in Moret arbeitete und schlief?

»Gut. Vielen Dank. Dann komm ich einen Augenblick mit rein«, sagte der Junge.

Sie traten durch das Tor, das Tom hinter ihnen zumachte, aber nicht abschloß. Der große Schlüssel steckte an der Innenseite. Nachts wurde er unter einem Rhododendron nahe am Tor versteckt.

»Meine Frau hat heute abend eine Freundin zu Besuch«, sagte Tom, »aber wir können in der Küche ein Bier trinken.«

Die Haustür war nicht abgeschlossen. Eine Lampe brannte im Wohnzimmer, aber Heloise und Noëlle waren offenbar nach oben gegangen. Noëlle blieb oft lange auf

und unterhielt sich mit Heloise, entweder im Gästezimmer oder in Heloises Zimmer.

»Bier? Kaffee?«

»Wie hübsch Sie es hier haben!« sagte der Junge und blickte sich um, wo er stand. »Können Sie Cembalo spielen?«

Tom lächelte. »Ich nehme Stunden, zweimal wöchentlich. Komm mit in die Küche.«

Sie gingen nach links in die Diele. Tom machte in der Küche Licht, öffnete den Kühlschrank und nahm eine Sechsf Flaschenpackung Heineken-Bier heraus.

»Hunger?« fragte Tom, als er den Rest vom Roastbeef sah, der unter Alufolie auf einer Fleischplatte lag.

»Nein, Sir, danke schön.«

Als sie wieder im Wohnzimmer waren, ging der Blick des Jungen zu dem Bild »Mann im Sessel«, das über dem Kamin hing, und von dort zu dem etwas kleineren, aber echten Derwatt, »Die roten Stühle« an der Wand nahe der Glastür. Nur Sekunden hatte der Blick darauf geruht, aber Tom war es nicht entgangen. Warum die Derwatts und nicht der größere Soutine mit den leuchtenden roten und blauen Tönen, der über dem Cembalo hing?

Tom wies mit der Hand auf das Sofa.

»Nein, da kann ich mich nicht hinsetzen, in diesen Jeans. Die sind zu schmutzig.«

Das Sofa war mit gelbem Satin überzogen. Ein paar ungepolsterte Stühle waren auch da, aber Tom sagte: »Komm mit rauf in mein Zimmer.«

Sie stiegen die gewundene Treppe hinauf, Tom trug das Bier und den Flaschenöffner. Noëlles Zimmertür stand offen, und drinnen brannte Licht; auch Heloises Tür war halb geöffnet, und aus ihrem Zimmer hörte Tom

Stimmen und Lachen. Tom ging nach links auf sein Zimmer zu und machte Licht.

»Hier, nimm meinen Stuhl. Holz«, sagte Tom und drehte seinen Schreibtischstuhl, der Armlehnen hatte, zur Zimmermitte. Er öffnete zwei Flaschen.

Der Blick des Jungen verweilte auf der viereckigen Wellington-Kommode. Wie immer hatte Madame Annette die Oberfläche, die Messingecken und eingelassenen Schubladengriffe auf Hochglanz poliert. Der Junge nickte beifällig. Er hatte ein gut geschnittenes Gesicht, der Ausdruck war eher ernst, das Kinn stark und bartlos. »Sie führen ein *schönes* Leben, nicht?«

Der Ton konnte beides sein: spöttisch oder nachdenklich. Hatte der Junge seine Akte eingesehen und ihn als Gauner eingestuft? »Warum nicht?« Tom reichte ihm eine Bierflasche. »Gläser hab ich vergessen, sorry.«

»Darf ich mir erst die Hände waschen?« fragte der Junge ernsthaft und höflich.

»Selbstverständlich. Gleich hier.« Tom machte Licht im Badezimmer.

Der Junge stand über das Waschbecken gebückt und schrubhte fast eine Minute an seinen Händen herum. Er hatte die Tür nicht zugemacht. Lächelnd kam er zurück. Er hatte weiche Lippen, kräftige Zähne und glattes dunkelbraunes Haar. »So ist's besser. Heißes Wasser!« Er lächelte über die eigenen Hände und hob sein Bierglas. »Wonach riecht es dort drin – Terpentin? Malen Sie?«

Tom lachte ein wenig. »Ja, manchmal, aber heute hab ich mich über die Holzameisen hergemacht, in den Regalen drüben.« Er hatte *nicht* die Absicht, jetzt über Holzameisen zu reden. Als der Junge Platz genommen hatte – Tom saß auf einem zweiten Holzstuhl – fragte Tom: »Wie lange willst du in Frankreich bleiben?«

Der Junge schien zu überlegen. »Vielleicht noch vier Wochen oder so.«

»Und dann gehst du zurück aufs College? Bist du auf einem College?«

»Noch nicht. Ich weiß noch nicht, ob ich aufs College will. Das muß ich erst sehen.« Er fuhr sich mit den Fingern durchs Haar und schob es auf die linke Kopfseite. Einige Haare wollten oben aufrecht stehenbleiben. Toms prüfender Blick schien ihn verlegen zu machen; er trank einen großen Schluck Bier.

Jetzt bemerkte Tom einen kleinen Fleck, einen Leberfleck, auf der rechten Wange des Jungen. »Du kannst gern heiß duschen, wenn du Lust hast«, sagte Tom beiläufig. »Macht gar keine Umstände.«

»Oh nein, vielen Dank. Vielleicht seh ich schmutzig aus. Aber ich kann mich gut in kaltem Wasser waschen, wirklich. Ich kann das. Jeder kann das.« Die vollen jungen Lippen versuchten zu lächeln. Der Junge stellte seine Bierflasche auf den Boden; dabei fiel sein Blick auf etwas, das im Papierkorb neben seinem Stuhl lag. Er blickte genauer hin. »Auberge Réserve des Quatre Patentes«, las er von dem weggeworfenen Umschlag ab. »Ist ja komisch. Sind Sie da gewesen?«

»Nein. Sie schicken mir ab und zu Rundschreiben, in denen sie um Spenden bitten. Warum?«

»Weil ich gerade diese Woche, als ich im Wald spazieren ging – irgendwo östlich von Moret, auf einem Waldweg, da traf ich einen Mann und eine Frau, und die fragten mich, ob ich wüßte, wo diese Auberge Réserve sei. Es sollte irgendwo in der Nähe von Veneux-les-Sablons sein. Die Leute sagten, sie hätten schon stundenlang danach gesucht, sie hätten ein paarmal Geld hingeschickt und wollten sich das Haus mal ansehen.«

»In ihren Briefen heißt es immer, Besucher seien ihnen nicht sehr lieb, weil sie die Tiere nervös machten. Sie versuchen, auf brieflichem Weg ein Heim für die Tiere zu finden, und dann schicken sie Erfolgsstories und sagen, wie wohl sich der Hund oder die Katze im neuen Heim fühlt.« Tom lächelte, als er an die sentimentalен Worte in einigen der Stories dachte.

»Haben Sie Geld hingeschickt?«

»Ach – zwei-, dreimal dreißig Francs.«

»Wohin haben Sie es geschickt?«

»Sie haben eine Adresse in Paris – Postfach, glaube ich.«

Auch Billy lächelte jetzt. »Wäre es nicht witzig, wenn es das Haus gar nicht *gäbe*?«

Die Möglichkeit amüsierte auch Tom. »Ja. Bloß ein Wohltätigkeitsschwindel. Warum ist mir das nie eingefallen?« Tom öffnete zwei weitere Bierflaschen.

»Darf ich´s mir mal ansehen?« Billy meinte den Umschlag im Papierkorb.

»Klar, warum nicht!«

Der Junge fischte auch die hektografierten Seiten heraus, die in dem Umschlag gekommen waren. Er überflog sie und las laut vor: »... ›bezauberndes kleines Geschöpf. Das paradiesische Heim, das ihm die Vorsehung verschaffte, hat das Tierchen wirklich verdient.‹ Das ist ein Kätzchen. ›Und nun hat sich ein völlig abgemagerter braunweißer Foxterrier zu unserer Schwelle verirrt, er braucht Penicillin und noch andere Schutzimpfungen...‹« Der Junge blickte zu Tom auf. »Möchte bloß wissen, wo diese Schwelle zu finden ist? Wenn es nun alles *Betrug* ist?« Er schien das Wort ›Betrug‹ zu genießen. »Wenn es das Haus wirklich gibt, hätte ich Lust, es zu suchen. Es macht mich neugierig.«

Tom beobachtete ihn interessiert. Billy – Rollins, so hieß er doch? – war plötzlich zum Leben erwacht.

»Postlagernd Box zweihundertsiebenundachtzig, 18. Arrondissement«, las der Junge. »Welches Postamt im achtzehnten? Kann ich das behalten – Sie hatten es ja weggeworfen, nicht?«

Der Eifer des Jungen beeindruckte Tom. Woher hatte er, in so jungen Jahren, die Begeisterung dafür, Betrügereien aufzudecken? »Natürlich, behalt's nur.« Tom setzte sich wieder. »Bist du vielleicht selber schon mal auf einen Betrug reingefallen?«

Billy lachte rasch, dann schien er über die Vergangenheit nachzudenken und darüber, ob dem so sei. »Nein, eigentlich nicht. So ein richtiger Betrug, nein.«

Vielleicht irgendein fauler Trick, dachte Tom, beschloß aber, nicht weiter nachzuboahren. »Wäre doch amüsant«, sagte Tom, »den Leuten zu schreiben, unter falschem Namen, und zu sagen: Sie sind durchschaut, Sie kassieren Gelder für nichtexistente Tiere, machen Sie sich auf einen Besuch der Polizei in Ihrem – in Ihrem Postfach gefaßt.«

»Nein, warnen dürften wir sie nicht, wir müßten ihre Wohnungsadresse ausfindig machen und dort ohne Voranmeldung erscheinen. Nehmen Sie mal an, es sind ein paar üble Kunden, die eine schicke Wohnung in Paris gemietet haben! Wir müßten ihre Spur aufnehmen – angefangen mit dem Postfach.«

In diesem Augenblick hörte Tom ein Klopfen an der Tür und stand auf. Im Flur stand Heloise im Pyjama und einem rosa Krepp-Morgenmantel.

»Oh – du hast jemand bei dir, Tome! Ich dachte, die Stimmen kämen aus deinem Radio.«